

Literarische Spuren-Lese erlösten Lebens

(Radio Horeb, 18. Oktober 2018)

Der Dialog zwischen der Theologie und Literatur bzw. zwischen dem Glaubenden und dem Literaten, dem wir in einer früheren Sendung nachgegangen sind, ist schon auf dem Areopag (Apg 17, 27f.) eröffnet:

Die Menschen sollten Gott suchen, ob sie ihn ertasten und finden könnten; denn keinem von uns ist er fern. In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir, wie auch einige von euren Dichtern gesagt haben: Wir sind von seiner Art.

Der einzige Dichter, den das Neue Testament an dieser Stelle erwähnt, ist Aratos aus Zilizien (3. Jh.v.Chr.). Roloff schreibt: »Die Worte der Dichter gewinnen hier geradezu die Funktion eines Schriftbeweises! Aus ihrer Konvergenz mit dem Wort der Schrift folgert Lukas, daß sie nicht anders als dieses als normatives Zeugnis der Wahrheit über Gott, Welt und Mensch beansprucht werden können. Er kennt noch keinen formalisierten theologischen Offenbarungsbegriff, und so kann er ganz unbefangen die Dichterworte als Zeugnisse für die Einheit und Unteilbarkeit der Wahrheit nehmen, in der sich Gott seinen Geschöpfen, den Menschen, mitgeteilt hat.«¹ Eine Warnung für den Umgang mit der Literatur ist dennoch mitgegeben, wenn es im folgenden Vers (29) heißt: »Da wir also von Gottes Art sind, dürfen wir nicht meinen, das Göttliche sei wie ein goldenes oder silbernes oder steinernes Gebilde menschlicher Kunst und Erfindung.«

Alles in Kunst und Literatur ist an der Person und Lebensgestalt Christi zu messen und gegebenenfalls zu korrigieren. Geschieht dies, kann die Literatur einen wichtigen Hinweis dafür geben, daß Gott »keinem von uns fern ist«. Diesen Dienst leisten die Literaten damit, daß sie oft sehr unmittelbar im Leben stehen und Erfahrungen ihres Lebens und ihrer Zeit ins Wort bringen und zuweilen selber aufschreiben.

Reinhold Schneider beantwortet die Frage nach dem Auftrag des Schriftstellers recht eindeutig: Der christliche Dichter ist ein unmöglich Möglicher, ein scheiternd Gelingender und ein gelingend Scheiternder, jener »Unerträgliche, der den Protest Jesu Christi in die Zeit zu werfen versucht, der Unruhestifter, der Ankläger, der Wurm im Gewissen, verhaßt den Mächtigen, höchst unerwünscht den Oberhirten, willkommen den Feinden Christi, nicht um seiner, sondern um ihrer Sache willen, Narr zwischen allen Fronten, belastet mit dem Vorwurf richterlicher Überheblichkeit, während er sich doch jede Stunde richtet und wissentlich jede Stunde an der Kunst wie am Christentum versagt«². »Unmöglich« ist die Existenz des Schriftstellers dadurch, daß er Unvereinbares nicht nur schreibt, sondern im eigenen Leben durchmacht, gleichsam am eigenen Leibe experimentiert. Reinhold Schneider notiert 1934: »Im Grunde habe ich kein Stadium meines Lebens wirklich überwunden [...] Gestalten, die mich einmal beschäftigten, kehren mit Sicherheit wieder ... Wirklich fruchtbar

¹ J. Roloff, Apostelgeschichte-Kommentar. Göttingen 1981, 264.

² R. Schneider, Dem lebendigen Geist, in: ders., Gesammelte Werke in 10 Bänden, Bd. VI. Frankfurt/M. 1978, 287f.

sind nur die unheilbaren Konflikte ... Die Synthese ruht im Gegensatz selbst: darin, daß der Konflikt gelebt wird; denn nur das Leben verbindet das Unvereinbare, indem es dieses umfaßt und sich an ihm verzehrt.«³ Gottfried Benn bejaht einen Schlüsselsatz Reinhold Schneiders, wenn er im Jahr 1955 bemerkt: »Es gehört zum Wesen der Kunst, Fragen offenzulassen, im Zwielficht zu zögern, zu beharren.«⁴ Es gibt Fragen, die ihre Antwort erst im Leben finden.

Exemplarische Existenz

Die einzigartige Bedeutung der Literatur erklärt sich daraus, daß ihr Werk und all das, was in ihm zum Ausdruck kommt, meist mit der eigenen Biographie verbunden ist, die sie in ihrem exemplarischen Charakter für ihre Leser ausdeutet.

Hegel stirbt 1831 auf der Höhe seines wissenschaftlichen Ansehens. Schon zehn Jahre später schreibt Kierkegaard: »Was mir eigentlich fehlt, ist, daß ich mit mir selbst ins reine darüber komme, was ich tun soll, nicht darüber, was ich erkennen soll - es sei denn, soweit ein Erkennen jedem Handeln vorausgehen muß«. Und er stellt fest: »Es kommt darauf an, meine Bestimmung zu verstehen, zu sehen, was die Gottheit eigentlich will, daß ich tun solle; es gilt, eine Wahrheit zu finden, die Wahrheit für mich ist, die Idee zu finden, für die ich leben und sterben will. Und was nützte es mir dazu, wenn ich eine sogenannte objektive Wahrheit ausfindig machte; wenn ich mich durch die Systeme der Philosophen hindurcharbeitete und, wenn man es verlangte, über sie Heerschau halten könnte.« Abschließend das Fazit: »Was nützte es mir, daß ich die Bedeutung des Christentums entwickeln und viele einzelne Erscheinungen erklären könnte, wenn es für mich selbst und mein Leben keine tiefere Bedeutung hätte?«⁵

Kierkegaard gebraucht folgendes Bild: »Es geht den meisten Systematikern im Verhältnis zu ihren Systemen, wie wenn ein Mann ein ungeheures Schloß baut und selber daneben in einer Scheune wohnt: Sie leben selber nicht in dem ungeheuren systematischen Gebäude. Aber in den Verhältnissen des Geistes ist und bleibt das ein entscheidender Einwand. Geistig verstanden müssen eines Mannes Gedanken das Gebäude sein, worin er wohnt - sonst ist es verkehrt.«⁶ Gegenüber Hegels gedanklichem »Schloß« wendet sich Kierkegaard dem konkret Einzelnen zu. Seine Ängste, Nöte und Erfahrungen von Leid und Angst lassen sich in kein spekulatives oder kirchlich abgesichertes System bringen, sie können nicht »aufgehoben« werden. Statt Spekulation, Wissenschaft, System wählt Kierkegaard einen ganz anderen, »unwissenschaftlichen« Weg. Nicht Philosophie und Theologie in ihrer abstrakten und systematischen Form, sondern das Christwerden des Einzelnen ist für ihn das eigentliche Problem menschlicher Existenz.

Auch dem Schriftsteller geht es um die Existenz. Soweit er ein exemplarisches Leben führt, ist ihm daran gelegen, seine Erfahrungen, die erlebten Ereignisse und Situationen, wie er sie von sich selber her kennt, für seine Zeitgenossen zu artikulieren und zu deuten. Der Literat lebt, um zu

³ R. Schneider, Tagebuch Reinhold Schneider 1930-1935. Frankfurt/M. 1983, 785f.

⁴ R. Schneider, Dem lebendigen Geist, 272

⁵ S. Kierkegaard, Die Tagebücher. Bd. I, Düsseldorf-Köln 1962, 16f.

⁶ S. Kierkegaard, Die Tagebücher. Bd. II, Düsseldorf-Köln 1963, 42.

schreiben, und alles, was ihm zustößt, ist wichtig und bleibt aufs engste mit seinem Werk verbunden. Friedrich Dürrenmatt vertritt darum die Ansicht, daß der Literat keine Biographie hat, die bloß ihm gehört, vielmehr wird alles in das Werk aufgenommen, so daß nichts Eigenes mehr zurückbleibt. Dies findet sich bei Thomas Mann in seinem »Doktor Faustus« beispielhaft dargestellt. Adrian Leverkühn, die Hauptfigur, bricht das Studium der Theologie ab und wendet sich der Kunst zu, um in ihr den wahren Lebensinhalt zu finden. Was er nun für sich neu entdeckt, beschreibt Rainer Maria Rilke in seinem »Requiem«, nämlich in der Gestalt des jungen Dichters und Literaten Graf Wolf von Kalckreuth. Hier heißt es in den entscheidenden Passagen:

*O alter Fluch der Dichter,
die sich beklagen, wo sie sagen sollten,
die immer urteilen über ihr Gefühl,
statt es zu bilden; die noch immer meinen,
was traurig ist in ihnen oder froh,
das wüßten sie und dürften's im Gedicht
bedauern oder rühmen. Wie die Kranken
gebrauchen sie die Sprache voller Wehleid,
um zu beschreiben, wo es ihnen wehtut,
statt hart sich in die Worte zu verwandeln,
wie sich der Steinmetz einer Kathedrale
verbissen umsetzt in des Steines Gleichmut.*

*Dies war die Rettung. Hättest du nur einmal
gesehn, wie Schicksal in die Verse eingeht
und nicht zurückkommt, wie es drinnen Bild wird
und nichts als Bild, nicht anders als ein Ahnherr,
der dir im Rahmen, wenn du manchmal aufsiehst,
zu gleichen scheint und wieder nicht zu gleichen:
du hättest ausgeharrt.*

Der Dichter gibt dem, was ihn bewegt, durch sein Werk eine Gestalt. Doch damit sind die Fragen seines Lebens noch nicht beantwortet, sie bleiben weiterhin offen, und er wird fortan mit ihnen leben müssen. Die Suche nach einer Antwort nimmt ihm keine Religion ab, er selber muß sich auf den Weg machen.

Wider die Sprachsklerose

Es bedeutete eine große Wende für die Theologie, als sie sich aus der Schultheologie und Neuscholastik befreite. Nicht eine erfahrungsfremde Begrifflichkeit, sondern die konkrete Verkündigung und die Herausforderung durch die Zeichen der Zeit bestimmen fortan die Theologie in ihrem Denken und Fragen. Auch die Verkündigung und der Stil von Predigt und Katechese wandeln sich grundlegend; was teils erstarrt und blutleer ist, wird mit den neuen Fragestellungen der modernen

Gesellschaft und ihrem säkularen Kontext konfrontiert und erfährt wesentliche Neuinterpretationen. Die größte Herausforderung ergibt sich mit den zwei Weltkriegen und den durch sie hervorgerufenen Leidensgeschichten der Menschheit. Die Greuel und das Entsetzen sind zu groß, als daß die Botschaft von der Auferstehung und einem gütigen, menschenfreundlichen Gott gleich als eine angemessene Antwort empfunden wird. Selbst die Sprache des Theologen gerät nun ins Stocken und läßt wieder etwas von der Grundbotschaft des Christentums erahnen, nämlich von der ohnmächtigen »Torheit des Kreuzes« (vgl. 1 Kor 1,18). Dieser Prozeß, den die Theologie nach dem Zweiten Weltkrieg durchmacht, ist nicht zu verstehen ohne die erneute Begegnung der Theologie mit der zeitgenössischen Lyrik und Literatur. Indem sich die Theologie durch die Begegnung mit der modernen Literatur der Herausforderung des zeitgenössischen Erlebens, Denkens und Erfahrens stellt, erhält sie eine neue Glaubwürdigkeit für die vielen Menschen, die in ihrem Leben auf der Suche sind.

Die Begegnung mit der zeitgenössischen Literatur bedeutet für die gläubige Binnensprache eine große Provokation. Kirche und Verkündigung sind immer wieder von der Gefahr einer »Sprachsklerose« bedroht: Die Treue zur Botschaft Christi und ihrer Überlieferung kann es mit sich bringen, daß die Heilsworte im Laufe der Zeit ihre ursprüngliche Frische und Neuheit verlieren und einer durch Routine bedingten Veräußerlichung und Oberflächlichkeit anheimfallen; darüber verlieren sie den unmittelbaren Bezug zur Wirklichkeit. Welches Ausmaß die Inflation christlicher Worte annehmen kann, zeigt sich bei den modernen Literaten nicht zuletzt darin, daß sie sich des liturgischen und biblischen Sprachmaterials bedienen, es aber aufgrund seines mangelnden Wirklichkeitsbezuges nur noch parodieren, so daß die religiöse Sprache zu leeren und nichtssagenden Worthülsen degeneriert erscheint.

Als erster unter den christlichen Dichtern nimmt Kurt Marti einen neuen, nämlich experimentellen Sprechton auf. Er sucht nach einer Verfremdung der biblischen Botschaft durch methodisch eingesetzte Gegentexte. In einer Art Glaubensbekenntnis heißt es bei Kurt Marti:

*ich glaube an gott den allmächtigen vater den schöpfer des himmels und der erde
aber pierrot-le-suisse
der ein waisenkind war
lustknabe dann bei einem sektierer
und später im zuchthaus
pierre sagt:
ich denke mir einen
der keinen verachtet
und an jesus christus seinen einzigen sohn unsern herrn der empfangen ist vom heiligen
geist geboren aus maria der jungfrau
aber pierrot-le-suisse
dem sumpf seiner kindheit entronnen
pendelnd zwischen polen palermo paris
erpreßt von erpressern
erpresser geworden
pierre sagt:*

*ich denke mir einen
der keinen erpreßt⁷*

Die Spracharbeit führt - wie in »Gedichte am Rand« (1963) - zur Umkehrung vertrauter Situationen und Vorstellungen. Vom verlorenen Sohn in Lk 15 heißt es:

*verlorener
als der verlorene sohn
im elend verlor sich
der sohn
des verlorenen sohnes
im wohlstand.⁸*

Kurt Marti bedient sich der Gattung »Leichenrede«, die in der pastoralen Praxis nicht selten durch Sentimentalität und rasch zugesprochene und oberflächliche Tröstung um ihre Bedeutung gebracht wird. Deshalb wandelt Kurt Marti in seiner Leichenrede die persönliche Lebensgeschichte des Verstorbenen um zu einer exemplarischen Biographie, die sich nicht vorschnell in religiöse Worthülsen bringen läßt. Die Lebensverhältnisse des Verstorbenen, sein Schicksal (Autounfall) und die Konstellationen, durch die das Leben des Verstorbenen festgelegt ist, werden nicht als »Gottes Wille« gedeutet, es handelt sich vielmehr um ein Leben, in dem »nur arbeit und pflicht« ist.

Die von den Literaten angesprochene Sprachsklerose des christlichen Glaubens hat auch ihre substantiellen Auswirkungen. Ein markantes Beispiel hierfür findet sich in Peter Handkes Erzählung »Wunschloses Unglück« (1972). Er beschreibt in seiner Erzählung, die er nach dem Selbstmord seiner Mutter verfaßt, jene Entfremdung, die diese Frau im katholischen Glauben, in dem sie ihr ganzes Leben zubringt, erfährt. Letztlich wird sie um ihre Identität und Authentizität gebracht, so daß sie als Mensch und Person verkümmert. Sie bleibt ein Leben lang ihrem Gott und der Kirche treu, aber das bringt ihr alles andere als ein Leben in Fülle. Ihr Glaubensleben scheint weit entfernt zu sein von den Erfahrungen des Exodus, der Befreiung und der Erlösung, das Wesentliche bleibt in traditionellen Formen verschüttet oder erstarrt. Deshalb sind die modernen Literaten gegenüber der religiösen Sprache und ihren Inhalten mißtrauisch und beschränken sich lieber auf die »Versprachlichung der Welt« (Peter Handke).

Kreuzzüge, Weltkriege, Konzentrationslager, Atombombe und Naturkatastrophen: All dies bringt zahlreiche moderne Autoren zu der Auffassung, Gott habe »die Welt schlecht gemacht, wir brauchen sie nicht zu preisen« (so Hermann Hesse in »Narziß und Goldmund«). Einer solchen kritischen Anfrage an den Glauben kann sich der Theologe nicht entziehen, denn der lebendige Gott, den er zu verkünden hat, ist keine kalkulierbare, verrechenbare Größe. So darf gefragt werden, ob wir in der Verkündigung und Theologie nicht zu rasch die harte Provokation menschlichen Leidens und Scheiterns systematisiert und theoretisch beantwortet haben. H.-G. Schwandt bemerkt im Kontext der Celanschen Lyrik: »Man muß ihr [der Theologie] das anmerken, die Nacht, in der sie steckt, und

⁷ K. Marti, *alfabete - cymbelklang, gedichte*. Berlin 1966, 28.

⁸ K. Marti, *geduld und revolte*. Stuttgart 1963, 48.

die Nacht, in die hinein sie weist und geht ... Man muß es theologischem Sprechen anmerken: daß es dieses Du nicht 'hat', daß es nicht hat, wovon es spricht und woraufhin es die Menschen in Bewegung glaubt. Die Sprache, der man ihr Bedrohtsein anspürt, der man anspürt, daß sie nicht schon 'angekommen' ist, ist - eine karge Sprache.«⁹

Wider die Teilnahmslosigkeit

Viele Schriftsteller sind nicht zu verstehen ohne die Krisenerfahrungen ihres Lebens. Für Heinrich Heine bringt die Französische Revolution eine neue Freiheit von allem Dogmatismus und Despotismus, vor allem aber eine konkrete Freiheit in der Ausübung der Menschenrechte, auch für die Juden. Franz Kafka muß neue Wege gehen, als er sich für immer von der Glaubenswelt der jüdischen Orthodoxie verabschiedet. Rainer Maria Rilke läßt den frommen Gott der Kindheit hinter sich, da er erkennt, daß dieser für immer tot ist. Reinhold Schneider führt die politische und gesellschaftliche Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg in solche Abgründe, daß er im Alter erneut die früheren notvollen Glaubenszweifel durchleiden muß. Paul Celan empfindet den Holocaust und die Massenvernichtung der Juden als die geistige, gesellschaftliche und kulturelle Zäsur schlechthin.

Hilde Domin¹⁰ ist neben Rose Ausländer die einzige jüdische Lyrikerin in Deutschland, die Krieg und Verfolgung überlebt, da sie sich den nationalsozialistischen Henkern rechtzeitig entzieht. Sie erhält ihre Lebenskraft wieder aus dem dichterischen Wort, das sie aber erst spät entdeckt, nämlich als Neununddreißjährige.

Am 27. Juli 1912 als Tochter eines jüdischen Rechtsanwalts in Köln geboren, bedeutet ihr die Tatsache, daß sie eine Jüdin ist, nicht nur ein äußeres Zugehörigkeitsgefühl zu einer bestimmten Glaubens- oder Volksgemeinschaft, sondern sie sieht sich in eine »Schicksalsgemeinschaft« von »Extremerfahrungen« gestellt, die ihr sonst fremd geblieben wären. Dazu schreibt sie im »Offenen Brief an Nelly Sachs«: »Du Glückliche, du glaubst ... Du hast es für uns alle definiert: 'An uns übt Gott Zerschlagen'«¹¹. Im Gedicht »Herbst« bringt Hilde Domin die entscheidende Anfangserfahrung auf ihrem Weg als Schriftstellerin ins Wort, indem sie es aber ein wenig verdeckt zum Ausdruck bringt:

*Eine alte Frau, die vor uns stand,
war unser Windschutz,
Unser Julilaub,
unsere Mutter,
deren Tod
uns
entblößt.*¹²

⁹ H.-G. Schwandt, »... nur lallen und lallen ...«. Kriterien theologischen Sprechens anhand Paul Celans Suche nach dem »verschwiegenen Wort«, in: GuL 60 (1987) 40-50, hier 49f.

¹⁰ Vgl. B. Lermen, »Hand in Hand mit der Sprache«. Die Lyrikerin Hilde Domin, in: StdZ 204 (1986) 120-128.

¹¹ H. Domin, Von der Natur nicht vorgesehen, 137.

¹² H. Domin, Nur eine Rose als Stütze. Frankfurt/M. 1959, 62.

Der Tod der Mutter wird Domin zur wichtigsten Erfahrung ihres Lebens, sie datiert von diesem Jahr an ihre Geburt als Dichterin: »an eine Grenze« gekommen, hat sie plötzlich die Sprache. Was ihr bisheriges Leben ausmachte, erscheint ihr nun »als Vorbereitung« für ihr »zweites Leben«. Von nun an sind für sie Leben und Schreiben unverbrüchlich eins: Solange sie schreibt, lebt sie. Ihren Eintritt in das neue Leben versteht Domin als Heimkehr in das Wort. Äußeres Zeichen dessen ist die Änderung ihres Namens: Sie nennt sich fortan »Domin« gemäß dem Kürzel der amtlichen Bezeichnung ihres damaligen Exils Santo Domingo.

Im Lebensschicksal vieler Literaten der Gegenwart zeigt sich eine ganze Landkarte mit den Wirrnissen ihrer Zeit. Aber gegenüber dem Theologen scheint es dem Literaten in vielem leichter zu fallen, für die zahlreichen Rätsel menschlichen Lebens offen zu sein und am Leben der Mitmenschen mit all seinen Widersprüchlichkeiten teilzunehmen; nichts ist der modernen Literatur ferner und fremder als eine »Kultur der Teilnahmslosigkeit« (Martin Walser).

Doch die Literaten geben auf die Not ihres Lebens und ihrer Zeit keine fixen Antworten und fertigen Moralvorstellungen, sondern ermutigen den Leser, die Antworten für sein Leben selber zu suchen. Vieles in den literarischen Werken bleibt offen, gebrochen, dunkel, bedroht, weil den Literaten daran gelegen ist, die Wirklichkeit gerade mit ihren notvollen Erfahrungen aufzuzeigen und dadurch den Leser zum Nachdenken und zur Stellungnahme aufzufordern.

Hier leistet die moderne Literatur bei der Suche nach einer zeitgemäßen theologischen Anthropologie einen wichtigen und entscheidenden Dienst. Immer wieder wird in der gegenwärtigen Literatur mit aller Schärfe auf die Schrecknisse und grausamen Erfahrungen des menschlichen Daseins (z.B. nach Auschwitz) hingewiesen und die oberflächliche Selbstverständlichkeit der überkommenen Sprach- und Denkmuster aufgedeckt. Dabei werden - teils in verfremdeter Gestalt - neue Fragen gestellt und bisher ungewohnte Denk- und Lebenswege eröffnet.

Der Theologe weiß um die Abgrenzung, die mit dem christlichen Glauben gegeben ist. Eine erste und grundlegende Abgrenzung ergibt sich für den Theologen mit dem Christusbekenntnis. Die Aussage von Chalkedon, daß Christus »wahrer Mensch« *und* »wahrer Gott« ist, beantwortet nicht die Frage, wie gerade das »vere Deus« literarisierbar sein kann. Christus ist mehr als ein Modell menschlichen Daseins: Aufgrund seiner Gottessohnschaft bleibt er die unüberbietbare Norm authentischen Menschseins und erfüllter Menschwerdung, in dieser Hinsicht ist er nicht kritisierbar und überholbar. Die modernen Literaten stellen Christus vor allem als Störfaktor und Unruhestifter dar, und zwar in teils sehr provokanten Zeugnissen.

Kontrasterfahrungen zum christlichen Glauben finden sich bei Marie Luise Kaschnitz und Ingeborg Drewitz in Fülle belegt. Kaschnitz schreibt in ihrem Gedicht »Am Feiertag«:

*Als die Osterglocken läuteten
Hatten auf der Straße
Schon ein paar Autofahrer
Ihren Geist aufgegeben
Das große Schlachten*

*Wie wenn am Feiertag
Hatte begonnen.*¹³

Ingeborg Drewitz läßt von der christlichen Botschaft »Ostern« nur noch die Erfahrung stehen:

*Vier freie Tage. Was reden sie
von Karfreitag und Kreuzigung
Und daß einer auferstanden ist.
Auf den Autobahnen staut der Verkehr.*¹⁴

»Immerwährende Kreuzigung« betitelt Kurt Marti seine folgenden Verse:

*dogmen machen ihn dingfest
herrschaft legt ihn auf's kreuz
begriffe nageln ihn fest
kirchen hissen ihn hoch.*¹⁵

Der Glaubensinhalt hat sich verflüchtigt. Für viele Zeitgenossen bleibt nur noch der Alltag mit seiner oft banalen Alltäglichkeit, ohne jede gläubige Deutung und ohne Ausblick auf Transzendenz. Auch wenn der Theologe auf dieser Erfahrungsebene nicht stehen bleiben kann, wird er sie doch nicht überspringen können. Dies muß vor allem in der Wahl der Sprache, deren sich der Theologe bedient, einen entsprechenden Ausdruck finden.

In der Schule des Ausdrucks

Für viele Theologen bleibt die Beschäftigung mit moderner Literatur meist nur eine Teilzeitbeschäftigung. Doch die Schriftsteller der Gegenwart könnten ihnen dazu verhelfen, ihre Gedanken und Ausführungen zu erden und erneut mit Leben zu füllen. Die Auseinandersetzung mit den Zeugnissen der modernen Literatur trägt dazu bei, daß die theologische Sprache und Redeweise an Lebendigkeit gewinnt.

Die Beschäftigung mit literarischen Zeugnissen wird für die Theologie auch zu einer grundsätzlichen Besinnung auf die Sprache und Ausdrucksweise, mit der die Inhalte des Glaubens verkündet werden. Beim Theologen verhält es sich ähnlich wie beim Philosophen, bei beiden verbindet sich das Ringen um den angemessenen sprachlichen Ausdruck aufs engste mit der Suche nach einer dem Inhalt angemessenen Denkform. Die Sprache K. Rahners ist eine andere als die seiner Schüler H. Vorgrimler und J.B. Metz, und H.U. von Balthasar entscheidet sich für eine andere Sprachgestalt als sein Lehrer E. Przywara. Für sie alle bedeutet die jeweilige sprachliche Ausdrucksweise keine

¹³ Zit. nach K.-J. Kuschel, *Theologie und Literatur heute: Themen und Konsequenzen*, in: W. Jens u.a. (Hgg.), *Theologie und Literatur. Zum Stand des Dialogs*, München 1986, 207.

¹⁴ Ebd. 208.

¹⁵ Ebd. 209.

Zutat zu ihrem theologischen Denken, sondern sie wird bewußt gewählt, um den eigenen theologischen Ansatz in die wesentliche Form und inhaltliche Aussage zu bringen. Dem entsprechend bleibt die Suche nach einer überzeugenden Verheutigung von Theologie und Verkündigung eng verbunden mit der Suche nach einer ihr adäquaten Sprach- und Ausdrucksgestalt.

Es gibt zwischen dem Theologen und dem Literaten nicht nur eine Gemeinsamkeit im Ringen um die Sprache, aber zuweilen auch eine innere Verwandtschaft im Anliegen. Dies kann sich gerade für den Theologen und sein Werk sehr fruchtbar auswirken. R. Guardini wendet sich bewußt Rilke und Hölderlin zu, und J.B. Metz den Dichtern Paul Celan und Nelly Sachs. H.U. von Balthasar bedenkt bis zum Tag vor seinem Tod immer wieder die Wege und Zeugnisse Reinhold Schneiders. Dies alles ist keine Beiläufigkeit, denn die Verkündigung des christlichen Glaubens und das Grundanliegen des jeweiligen Theologen läßt sich nicht nur mit der binnentheologischen Fachsprache ausdrücken, vielmehr bedarf der Inhalt, wie deutlich wurde, auch der Bestätigung und des Echos in der Lebenswelt des Hörers und des Lesers. Nicht anders verhält es sich beim Hörer des Wortes: Er kann schließlich des Glaubens verlustig werden, wenn dieser ihm nicht in der ihm gemäßen und zugänglichen Form verkündet wird. Die christliche Botschaft wird schnell als hohl und nichtssagend empfunden, sobald sie sich in nichtssagenden Plattitüden ergeht. Wirkt die christliche Verkündigung nicht innovativ, darf sich der Hörer mit Recht fragen, ob der Glaube überhaupt eine erneuernde und aufrüttelnde Botschaft für hier und jetzt besitzt.

Ein solches Verständnis der Verkündigung und ihrer Ausübung beugt jeder verflachten und anbietenden Redeweise vor.¹⁶ Die Sprache der Heiligen Schrift und des Glaubens hat nichts gemeinsam mit dem, was sich heute als Unendlichkeitsstimmung gebärdet. Diese läßt den Menschen lieber in einem namenlosen All verschwinden, als vor das Antlitz des Menschensohnes treten, dessen Augen wie Feuerflammen sind (Offb 1,14). Ein stark psychologisch verfaßter Pietismus des Lieblichen räumt alle Komplexitäten beiseite und hebt alle sprachlichen Unebenheiten weit weg von der Sprache des Markus oder des Jesaja. Gottes Wort, scharf wie ein Schwert, darf sich nicht verlieren im weichen Ton der Belanglosigkeit. Der Psychologe A. Görres schreibt hierzu: »Es gibt kein Christentum ohne 'Prägnanztendenz'. Es gibt keine Lehre Jesu ohne Knochen, ohne dogmatisches Prinzip. Jesus wollte keine inhaltlose Ergriffenheit bewirken«¹⁷. Deshalb können der Verkündiger und der Theologe gerade bei den Literaten der Gegenwart lernen, wie die Herausforderung und das ganz Andere der christlichen Botschaft in eine überzeugende Sprache für den Menschen von heute zu bringen ist.

Gewiß, die Sprache des Predigers ist die Alltagssprache, nicht die Lyrik. Das entbindet ihn aber nicht von der bewußten Arbeit an der Sprache, die er zu prägen und zu gestalten hat - bis zur Grenze des Sagbaren. Wenn der Prediger und Theologe nicht auch mal ins Stottern und in die Sprachnot gerät, hat er sich vermutlich der Herausforderung des Evangeliums nicht gestellt bzw. sie in banale Belanglosigkeit herabgemindert. Die Sprachnot ergibt sich in der Kirche nicht dadurch, daß Christen über ihren Glauben miteinander sprechen, sondern *wie* sie miteinander sprechen. Die modernen Literaten beanspruchen für sich nicht, daß sie all das, was sie von der Wirklichkeit erfahren, restlos ins Wort bringen können. Vielmehr geht es ihnen zunächst vor allem um den

¹⁶ Vgl. hierzu G. Bacht, Gottesrede - Gottesgeschwätz. Vortrag auf der Karl Rahner-Akademie in Köln am 27. April 1993 (Manuskript).

¹⁷ A. Görres, Glaubensgewißheit in einer pluralistischen Welt, in: IKaZ 12 (1983) 129.

wahren und verantwortbaren Umgang mit den Erfahrungen des Lebens und um das Anliegen, diese ins Wort zu holen. Ein Zeichen für die Glaubwürdigkeit und Authentizität der Literaten ist die Art und Weise der Behutsamkeit, mit der sie mit ihren Erfahrungen und ihrer konkreten Verbalisierung umgehen.

Über diese Behutsamkeit haben Paul Celan und Nelly Sachs, aber auch Hilde Domin immer wieder nachgedacht. Sie bezeichnet die Lyrik als »Das Nichtwort/ausgespannt/zwischen Wort und Wort«. »Das Nichtwort« ist selber ein Wort und an die Sprache gebunden, aber es transzendiert die Wörter und ist mit ihnen nicht identisch. Auch das Gedicht erweist sich als ein solches »Nichtwort«: Es will gesprochen werden, aber übersteigt zugleich das Ausgesprochene und seine Ausdrucksweise und bringt das Nichtgesagte, das Unaussprechbare, das »Ausdruckslose« zur Sprache. Ein Gedicht kann nicht »schön« sein, es gefällt sich nicht selber, wie es auch nicht darin seinen Sinn hat, daß es dem Leser gefällt. Vielmehr weiß der Dichter, daß es jenseits seines Wortes etwas gibt, das ihm ständig ins Wort fällt und alles Worthafte übersteigt. Erst recht müßte sich auch der Theologe in aller Behutsamkeit dem Wort nähern, das »schärfer ist als ein zweischneidiges Schwert« (Hebr 4,12) und lebendiger als alles vom Menschen Erdachte und Ersehnte. Von diesem WORT sollten nicht nur »einige eurer Dichter gesagt haben: Wir sind von seiner Art«.